

DÜRER BUND



DRITTE FLUGSCHRIFT ZUR ÄSTHETISCHEN KULTUR

Was will der Dürerbund? Eine gesunde Kultur, deren Erscheinung wahr, klar und erfreulich aus-
brüche, was ist, dadurch erkennen lasse, ob es auch gut sei, eine Kultur also, die unser Leben würdig
und erfreulich gestalte.

Wohnungskultur

Die Kunstneugeburt der neunziger Jahre. — Künstlerkunst in der Wohnungsumgestaltung und
ausdauernder Geschmack des Publikums. — Das Nachhinken der Industrie. — Der industrielle Jugendstil.
— Kunst und Kulturzustände. — Der bürgerliche Repräsentationsgeist. — Die Wohnung ein Spiegelbild des
Scheinmenschen bürgerlicher Geselligkeit. — Die Untkultur des Wohnungsinhalts. — Spuren des Umschwungs.
— Die Flucht aus der Großstadt. — Einzelhaus, Eigenhaus und Wohnungskultur. — Der sachliche
Gesichtspunkt. — Kleidung und Wohnung. — Die hemmende allgemeine Kulturlage. — Kultur und Kunst.

Um die Mitte der neunziger Jahre wandte sich die deutsche Geistesrichtung der Kunst zu. Noch wenige Jahre früher hätte dies niemand für möglich gehalten, obgleich der Rembrandt-Deutsche es schon eine geraume Zeit vorher prophezeit und Konrad Lange in seinem Buche über die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend ein Programm dafür entwickelt hatte. Aber das, was beide im Auge hatten, kam doch schneller, als alle Welt erwartete, eine junge Saat der Kunst sproß plötzlich allerorten auf. Ganz besonders stand eines Tages die Aufgabe der Reform des Kunstgewerbes und dessen, was man damals „dekorative Kunst“ nannte, als Ziel der Bewegung vor aller Augen. Und nun folgten jene Jahre eifrigster, freudigster Arbeit an dem Aufbau einer neuen Kunst; eine junge Generation von Künstlern, die sofort kampfbereit in die Arena sprang, gab sich ihr mit Eifer hin. Eine neue Auffassung des Gestaltens wurde geboren, ein neues Ornament entwickelt, ein neuer Innenraum geschaffen. Das alles geschah in wenigen Jahren.

Macht man sich das klar, so wird man zugeben, daß eine Arbeit geleistet worden ist, deren Größe die Leistungen ganzer vorhergehender Jahrzehnte überragt. Allerdings ist es in der Geschichte der Kunst eine häufige Erscheinung, daß Stilentwicklungen sehr rasch vor sich gehen. Das treibende Leben erfolgt in Rucken, die nach langen Störungen einzutreten pflegen. Man denke an das rasche, fast plötzliche Erstehen der Gotik auf dem Boden der langen romanischen Entwicklung, dann an die schnelle Ausbildung des Rokoko aus dem französischen Wohnungsstil Ludwig XIV. und die rapide Entwicklung der maßgebenden Möbelstile Chippendales und Sheratons in England. Die Geistesarbeit der Zeitalter wendet sich verschiedenen Gebieten zu verschiedenen Zeiten zu, sie scheint, wie der Einzelmensch, nur immer eine einzige Tätigkeit auf einmal ausüben zu können.

So wird die Geschichte wahrscheinlich die fünf oder sechs Jahre am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts als eine ebensolche Zeit der plötzlichen Stilentwicklung ansehen, wie die genannten früheren; als eine Zeit, in der sich die Geistesarbeit wieder einmal auf die künstlerische Weiterbildung des

tektonischen Kitzungs konzentrierte. Was in den fünf bis sechs Jahren geleistet worden war, das wurde dem breiteren Publikum zuerst eindrücklich auf der Ausstellung der Künstlerkolonie in Darmstadt 1901 gezeigt. Auf ihr wurde die neugeborene Kunst vorgeführt, und die Vorführung war, was den künstlerischen Eindruck des Gebotenen anbetrifft, so erfolgreich, daß nur wenige die Ausstellung verließen, ohne der neuen Kunst einen kleinen Winkel ihres Herzens geöffnet zu haben.

Der theoretische Sieg war errungen. Wie steht es mit dem praktischen? Man wird ja von tiefgehenden, umwälzenden Gedanken keinen sofortigen Allgemeinsieg erwarten können. Im Gegenteil, der Lauf der Welt zeigt, daß sie in der Breite nur langsam reifen und sich zunächst an kleine Kreise wenden. So wird das, was man als Endergebnis der Bewegung doch wird voraussehen müssen, die Umgestaltung unserer Wohnung und häuslichen Umgebung, zunächst nur bei einer Gemeinde von bescheidenem Umfange gesucht werden können. Geht sie dort vor sich? Bis zu einem gewissen Grade, ja. Es gibt ja bereits eine Anzahl von Leuten, die sich neu einrichten lassen, die die Künstler, die diese neue Einrichtungskunst geschaffen haben, beschäftigen. Immerhin ist ihre Zahl im Verhältnis zur Menge derer, die die Mittel dazu hätten, verschwindend gering.

Alle aber, die sich neu einrichten lassen, und das ist das Typische an der heutigen deutschen Lage, müssen dazu jene Künstler heranziehen. Es handelt sich also um eine Künstlerkunst ähnlich der Malerei. Wie man Gemälde oder Skulpturen erwirbt, so erwirbt oder bestellt man fertige Räume. Es ist klar, daß diese Einrichtungen nicht diejenigen erlebten Ausgestaltungen unserer persönlichen Umgebung sein können, die sie sein sollten. Sie sind fremde Eindringlinge, an die sich der Bewohner anzupassen hat, statt daß sie sich an ihn anpassen. Und wie hat er sich anzupassen! Diese Künstlerkunst macht ein höchst individuelles Gesicht, sie trägt das Charakteristische des Künstlers, den der Hausherr engagiert hat, auf hundert Schritte erkennbar ausgeprägt. Jeder, der halbwegs Bescheid weiß, weiß sofort, ob es sich um einen Raum von Peter Behrens, von Olbrich, von Pantol oder von van de Velde handelt. Wäre es nicht eigentlich nötig, daß die Bewohner in den verschiedenen Räumen verschiedene Mienen aufsetzten, hier eine feierliche, dort eine lustige, im dritten Falle eine philosophische, eine verschmitzte, eine resignierte, oder daß sie sich gar in den verschiedenen Räumen der Einrichtung entsprechend verschieden kleideten.

Man wird einwenden, daß sich ja jeder von selbst denjenigen Künstler auszuwählen wird, dessen Kunst seiner eigenen persönlichen Auffassung entspricht. Im allgemeinen geschieht das auch. Allein damit und mit einer Künstlerkunst überhaupt kann das weite Gebiet unserer Wohnungsausstattung noch nicht als erledigt betrachtet werden.

Einmal kann schon nicht davon die Rede sein, daß eine hochgradig individuell gefärbte Kunst in allen Fällen die richtige Umgebung für uns ist. Wenig Menschen werden ihr ganzes Leben in derselben Feiertagsstimmung verbringen wollen, die diese Räume anschlagen. Man kann nicht ewig Feste feiern. Die meisten müssen oder wollen arbeiten, und das kann man sozusagen nur im Werktagstittel. „Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln“, sagte Goethe zu Erdmann, „hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgerät für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.“ Anders ist es für den Festraum. Hier verlangen wir mit Recht Stimmung, und jeder Antrieb dazu durch eine künstlerische Umgebung kann nur mit Dank hingenommen werden. Hier mögen

wir uns auch wohl gern in die besondere Nuancierung der Stimmung hinein-führen lassen, die die ausgesprochene Individualität des modernen Künstlers bietet. Hier ist die Künstlerkunst des heutigen deutschen Kunstgewerbes am Plage. Im gewöhnlichen Wohnzimmer aber oder gar im Arbeitszimmer kann nur eine gewisse geräuschlose Bescheidenheit das Gepräge sein, das der Raum zu tragen hat. Es ist eigentlich unerklärlich, daß jemand, der seine eigenen Gedanken spinnen will, sich fortwährend von dem Vintengewirr angrinsen, von dem „sprechenden Ausdruck“ anreden lassen kann, den viele der künstlerischen Möbel und Wände, mit denen uns bisher unsere modernen Künstler versorgten, als ihre auffallendste Eigentümlichkeit tragen. Man muß da erst seine Empfangsnerven töten, gewissermaßen seine tektonischen Ohren mit Watte verstopfen, ehe man zur Sammlung kommen kann.

Sodann aber, und das ist der wichtigere Punkt, ist die große künstlerische Zeitfrage, die Ueberführung unserer Umgebung zu gesünderen Zuständen, doch nicht damit gelöst, daß jeder sich bis in die kleinste Ecke seines Hauses von Wohnungskünstlern abhängig macht. Hat man eine breitere Wirkung im Sinne, so muß die Bewegung so volkstümlich werden, daß jeder, wenigstens jeder Gebildete, in der Lage ist, nicht nur selbständig mitzufühlen und das Wesen der neuen Ideen nachzuempfinden, sondern sogar sich bis zu einem gewissen Grade selbständig in den neuen Gedanken zu betätigen.

Fragt man, wie weit dies heute in Deutschland der Fall sei, so wird man zu einem sehr entmutigenden Ergebnis kommen. Hier ist beinahe noch nichts geschehen. Eine bessere Geschmacksbildung des Publikums steht noch in den allerersten Anfängen. Wer von der älteren Generation Kunstinteresse hat, irrt noch immer in der rein theoretisch-bewundernden, zur Zeit des „Idealismus“ üblich gewesenen Weise bei den Griechen und Römern, bei Rafael und Murillo umher, ohne auch nur daran zu denken, daß es etwas Ähnliches wie künstlerische Selbstbetätigung in der Gestaltung seiner häuslichen Umgebung gibt. Die jüngere Welt schwärmt für moderne Kunst. Aber auch hier ist der Schritt zur Praxis noch kaum getan, abgesehen davon, daß viele unter moderner Kunst etwas ganz Außerliches verstehen. Im allgemeinen ist der deutsche Kunststandpunkt auch heute noch derjenige, der er im letzten halben Jahrhundert war: Künstlerkunst auf der einen Seite, der alte völlige Ungeschmack und die blanke Unfähigkeit, sich in seiner eigenen Umgebung geschmacklich zu betätigen, auf der anderen.

In dieser Beziehung ist es bezeichnend, zu beobachten, wie die deutsche Wohnung auch heute noch das völlig chaotische Durcheinander ist, das sie vor zehn Jahren war. Eine neue, reinigende und veredelnde Auffassung ist noch kaum eingebracht, zum Teil wird das Bedürfnis nach ihr noch gar nicht empfunden. Man fühlt sich in dem Tohuwaboht gerade wohl.

Freilich muß man zugestehen, daß es vorläufig in Deutschland selbst dem Manne mit persönlichem Geschmack noch nicht leicht wird, sich das Rüstzeug für eine selbständige bessere Ausstattung zusammenzubringen. Wir haben noch immer nicht die reiche Auswahl an gediegenen, künstlerische Anforderungen erfüllenden Stoffen, die England hat, wir haben noch immer nicht das einfache anständige Bürgermöbel, das wir brauchen (erst ganz neuerdings werden an einer oder zwei Stellen Ansätze genommen, es zu schaffen). Unsere Färbereien arbeiten noch in kulturlosen Farben, obgleich gerade Deutschland das Land ist, das die ganze Welt mit Farbstoffen versorgt. Wer gute Farben haben will, muß sich den Rohstoff selbst färben lassen, und er kann von Glück sagen, wenn es ihm gelingt, zu erhalten, was er wünschte.

Hier wäre ein Gebiet, wo die stets nach Neueroberungen auslugende Industrie einbringen könnte. Warum bringt sie keine künstlerisch guten Sachen als Massenartikel hervor? Warum ist heute das Einfache teuer und das Ueberladene billig? Warum ist kein einfacher und billiger Stuhl zu haben? Warum diese Schmutzfarben oder diese schreienden farbigen Kontraste an den Stoffen?

Legt man diese Fragen dem Fabrikanten vor, so folgt die feststehende Antwort: das Publikum verlangt es so. Der Fabrikant muß es wissen, denn die Reisenden erzählen ihm ja genügend von ihren Erfahrungen mit der Kundschaft. Allerdings besteht diese Kundschaft des Fabrikanten zunächst aus Händlern, aber diese berichten gewiß auch ihrerseits nur ihre Erfahrungen mit dem Publikum.

Diese für unser Kunstniveau traurigen Erfahrungen mit dem Publikum haben ja den Anschein der Nichtigkeit. Zum Teil sind sie jedoch unzweifelhaft unzutreffend oder mindestens verzerrt wiedergegeben. Haben unsere Durchschnittsgeschäfte etwa schon das Bestreben bekundet, dem Publikum künstlerisch Gutes besonders zu empfehlen? Sind sie hierzu auch nur in der Lage? Man beobachte einmal den geschwähigen Verkäufer hinter seinem Ladentisch. Er empfiehlt den größten Schund als besonders schön, als das Neueste, als das Modernste und damit Beste. Sein Ehrgeiz liegt gewiß nicht auf dem Gebiete des guten Geschmacks, selbst wenn er solchen hätte. Das Neueste will er haben, und er verlangt bei jedem Besuche des Fabrikreisenden wieder etwas Neuere, damit er dem Publikum nach vier Wochen bereits wieder das Allerneueste bieten kann. Dieser neuerungssüchtige Mann hinter dem Ladentische ist es, der den Volksgeschmack bestimmt, nicht das Publikum. Das Publikum benimmt sich dabei nur unglücklich töricht und läßt sich von diesem diktatorischen Vermittler zwischen Hersteller und Verkäufer in der unerhörtesten Weise hinters Licht führen. Wer hätte nicht schon sein mitteilbares Lächeln bemerkt, wenn jemand nach etwas fragt, was vor einem Vierteljahr das Neueste und Schönste war, heute aber seiner Meinung nach überholt ist? Und hat nicht schon jeder einmal erfahren, mit welcher Ueberlegenheit ein solcher Verkäufer selbst einem geschmacklich selbständigen Käufer gegenüber seine Aesthetik zu diktiert unternimmt? Der Mann ist eben gewohnt, sein Publikum in Geschmacksfragen unangewandelt zu beherrschen.

Zum guten Teil hängt es mit diesen Verhältnissen zusammen, daß die Industrie von der neuen Kunstbewegung bisher noch so wenig Nutzen zu ziehen vermocht hat. Es liegt vorwiegend an ihrer Vermittlung an das Publikum. Das blinde Vertrauen dieser Vermittlung gegenüber und die Abhängigkeit der Fabrikanten von ihr sind der wahre Grund für die Rückständigkeit. Es fehlt an Selbstbewußtsein, an Beständigkeit und vor allem an dem Glauben an den endlichen Sieg des Guten. Warum hat sich der englische Export in Stoffen und Möbeln in den letzten zwanzig Jahren so ungeheuer entwickelt? Weil hier die Industrie erkannte, daß sie sich die künstlerische Strömung zunutze machen müsse, weil sie mit Beharrlichkeit Künstler ersten Ranges heranzog und ihre Produktion auf das künstlerisch Beste einrichtete. Der Erfolg lag hier gewiß nicht darin, daß alle vier Wochen eine Neuheit produziert wurde, sondern, im Gegenteil, in dem ständigen Festhalten an wirklich guten Entwürfen. Von den Morris'schen Tapeten verlaufen sich die von Morris in den sechziger Jahren gezeichneten Muster heute noch ebenso, ja besser wie vor zwanzig Jahren. Und die Entwürfe, die Walter Crane und E. F. N. Bonyey für die Tapeten- und Stoffindustrie geliefert haben, haben bisher nicht nur den heimischen Markt behauptet, sondern sind im Export über den ganzen Erdball gegangen. Die Farben des Hauses Liberty sind seit beinahe zwei Jahrzehnten dieselben geblieben, sie haben

gerade in dieser fortdauernden Güte ihr Absatzgebiet in der ganzen gebildeten Welt gefunden. Das ist doch ein Zeichen für die Dauerhaftigkeit des Guten! In ähnlich standhafter Weise müßte sich die deutsche Industrie das künstlerisch Allerbeste der neuen Bewegung zunutze machen. Sie würde dann mit der Zeit schon den neuerungssüchtigen Vermittler überwinden und ihre eigenen Wege zum gebildeten Publikum finden. Vor allem aber würde sie sich nicht nur in Deutschland, sondern im Wellexport ein würdiges Absatzgebiet eröffnen, wo sie bisher fast nur mit Waren, die dem allerniedrigsten künstlerischen Geschmack huldigten, eine, wenn auch hier und da umfängliche, so doch im ganzen traurige Rolle spielte.

Aber, so fragt man, ist denn nicht gerade die deutsche Industrie eifrig der neuen Richtung gefolgt? Hat sie sie nicht geradezu zur Volkstümlichkeit erhoben? Haben wir nicht in Deutschland jetzt unseren Jugendstil? Also ist doch die Popularisierung der neuen Kunst durch die Industrie in weitem Maße erreicht?

Ja, wir haben heute in Deutschland den Jugendstil, und er ist allerdings eine Folge der neuen Kunstbewegung. Aber leider eine solche, wie sie uns unsere schlimmsten Feinde nicht schlimmer hätten wünschen können. Hier hat sich unsere nach Neuerungen auslugende Industrie wieder einmal gründlich geirrt. Sie faßte nach dem Körper und griff den Schatten. Der Jugendstil ist eine Kunst, die nicht von Künstlern, sondern von kleinen Musterzeichnern aus der Taufe gehoben wurde, von Leuten, die aus der Froschperspektive auf das Gebaren der Großen hinaufschauten und eben sich merken konnten, wie diese sich räusperten und spuckten. Das ahmten sie flugs nach, und wir hatten den Jugendstil. Der Ladeninhaber konnte jetzt seinen Kunden das Aller-Allerneueste, den Sezessions- und Jugendstil vorzeigen, und er tat es in besonders freudiger Erregung. Und das Publikum kaufte weiter, kaufte Vasen im Jugendstil, Nippfächer, Möbel, ja ganze Jugendstil-Zimmereinrichtungen, gerade so wie es vorher die nachgeahmten Kokosfächer gekauft hatte, oder das, was man etwa an sogenanntem English style in Deutschland hervorgebracht hatte. Im Kokosstil hatte man noch blühdige Vorbilder gehabt. Es war ja zwar schwer gewesen, sich in seine leichte Grazie zu versetzen, aber wozu wäre der gelenkige Musterzeichner nicht imstande! Im Englischen war man schon freier, weil man von dem Vorbild nur eine sehr nebelhafte Vorstellung hatte. „Dünn und möglichst verrückt“ genügte hier als Devise. Im Jugendstil war man ganz frei, hier sah man ja in dem, was die Großen machten, lediglich die blanke Willkür. Die „neuen Formen“ schossen nur so hervor. Das Ornament war natürlich die Hauptsache, es ist für den Musterzeichner stets die Hauptsache, ja unter seiner Regie hat sich der ganze kunstgewerbliche Gedanke der letzten drei Jahrzehnte im Außerlich-Ornamentalen erschöpft. Es ist dahin gekommen, daß der eigentliche Sinn des Kunstgewerbes, das Bilden, durch den falschen Sinn des Dekorierens vollständig überwuchert ist. Dekoriert man nun früher im Ornament der historischen Stile, so dekoriert man jetzt eben in diesem sogenannten neuen Ornament, das ist der ganze Unterschied. Und dieses Ornament ist danach. Ueberall sieht man entweder gereichte Blümchen in verrenkten Stellungen die Flächen überdecken, oder man ist die Windungen der van de Velde-Schnörkel zu betrachten gezwungen, die — bei van de Velde mit Verbe hingeseht und eine Bewegung ausdrückend — hier in der traurigsten Weise mißverstanden und ganz sinn- und gedankenlos hingequält sind.

Der industrielle Jugendstil ist die peinlichste Verhöhnung, die dem guten Gedanken der neuen Bewegung dargebracht werden konnte. Er ist verhängnis-

voll nicht nur dadurch, daß er den Rückständigen und Mißbegünstigten Gelegenheit gibt, ihre Verurteilung fälschlich auf die ganze Bewegung auszudehnen, sondern auch dadurch, daß er bei den vielen Laien und Fernerstehenden den Eindruck schafft, als ob nun das Endergebnis der neuen Bewegung gezogen wäre, ja sich selbst als das Ergebnis aufspielt. So bringt er die Bewegung in der breitesten Breite in Mißkredit.

Wie konnte der Jugendstil entstehen? Wie war es möglich, daß eine so hoffnungsvoll angetretene Bewegung in dieses leichte Fahrwasser geraten konnte, um auf der Sandbank einer Asterkunst zu scheitern? Einmal muß man sagen, daß der Originalkunst, der Kunst der Großen, selbst ein Teil der Schuld zugeschoben werden muß. Sie wurde mit einem Krankheitskeim geboren und dieser rief dann innerhalb weniger Jahre die verheerende Seuche des Jugendstils hervor. Dieser Krankheitskeim war der übertrieben betonte Formenstandpunkt. Die kontinentale neue Kunst ging von neuen Formen aus. Man war der alten Formen müde, man haßte es, aus den Schubladen der alten Kunst weiter historische Formen herauszuziehen, wie es die Generationen vorher getan hatten. Man wollte neue Formen, solche, die mit den alten nichts mehr zu tun hätten. Jedenfalls handelte es sich vorwiegend und in erster Linie um Formen. Man vergaß über den Formen anfangs selbst ein wenig das Bilden, erst später gelangte man auf diesen springenden Punkt des ganzen Problems. Was Wunder aber, wenn gleich das ganze Heer der kleinen Geister auf diesen Formenstandpunkt anbiß und ihn — natürlich in der oberflächlichsten Weise — ausbeutete.

Dann aber, und das ist die wichtigere Seite der Sache, lagen die Bedingungen für das Inskrautschießen des Jugendstils doch auch entschieden in unserer Zeit und der Gesinnung unseres deutschen Publikums begründet. Und hier gilt es etwas länger zu verweilen, denn hier treffen wir den eigentlichen Krebschaden unserer deutschen künstlerischen Zustände an.



Je länger man über diese Zustände nachdenkt, umso mehr gelangt man zu der Ueberzeugung, daß sie von unseren allgemeinen Kulturzuständen nicht losgelöst werden können, ja sie sind eigentlich nur ein Ausfluß dieser Kulturzustände nach einer bestimmten Richtung hin. Die Kunst eines Volkes ist eine Aeußerung seines Charakters. Sie wechselt dabei mit den zeitlichen Stimmungen der Volksseele und mit der Färbung, die der Zeitgeist dem Volkscharakter gibt. Auch Schicksale des Volkes prägen sich in seiner Kunst aus, man denke an den Glanz der Kunst der französischen Ludwige, an die deutsche Kunst nach den Befreiungskriegen, die sich in die Luftgebilde des griechischen Idealismus rettete — um sich über die Kläglichkeit des wirklichen Lebens hinwegzutäuschen.

Die letzten Jahrzehnte haben nun Deutschland größere Veränderungen in seiner äußeren und inneren Lage gebracht, als irgend eine andere Zeit seiner Geschichte. Aus der unscheinbaren Kleinheit, die ihm noch um die Mitte des Jahrhunderts eigen war, trat es nach seiner Einigung als neue Erscheinung auf die Weltbühne. Ein ungeahnter Aufschwung in wirtschaftlicher Beziehung folgte, der den Nationalwohlstand binnen kurzem vervielfachte. Handel und Industrie begannen zu blühen, ein neuer, reicher Stand mit frisch erworbenem Geld drängte sich an die Oberfläche. Selbstverständlich verlangte er bald nach seiner Kunst, denn diese sollte ihm die Fassung seines jetzt das Bequeme ermöglichenden Lebens sein. Diese Kunst mußte reich, anspruchsvoll, stolz sein, denn es ist ein natürlicher Wunsch des Neulings, die vermeintlichen Vorteile der ungewohnten Verhältnisse mit Behagen auszukosten. Dieser

traditionslose Reichtum rief zunächst die Reproduktionen der früheren aristokratischen Stile in der Innendekoration und im Mobiliar ins Leben. Er führte auch zu den prunkenden Großstadtfassaden, vor allem aber zu den überdekorierten Räumen in jeder Form und in jedem Stil, die für die letzten beiden Jahrzehnte bezeichnend geworden sind. Er wurde der Grund für den in Deutschland einziehenden Provenzengeschmack.

Natürlich ging es in dem Streben nach Entfaltung nicht ohne eine hochgesteigerte Rivalität ab. Das Beispiel des Reichen gab den Ansporn für den noch nicht ganz so Reichen, es ihm gleich zu tun, und dabei waren die Mittel nicht immer die gewähltesten. Er tat es mit den Surrogaten, die in der Entfaltung gerade soviel ausmachen wie die echten Sachen, und auf Entfaltung allein kam es an. So hatten wir unsere Stuck- und Papiermaché-Kunst. Es war also noch nicht genug, den Provenzengeschmack großgezogen zu haben, wir gelangten auch in ein völliges künstlerisches Scheinwesen. Dieses konnte jetzt deshalb um so üppiger blühen, weil der Allgemeingeschmack ohnedies im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts beinahe auf den Nullpunkt gesunken war.

In dem allgemeinen Wettlauf, der jetzt in den erwerbenden Schichten eintrat, genügte dieses Scheinwesen zunächst völlig. Jeder hatte nur das Bedürfnis, sich auf irgend eine Weise zur Geltung zu bringen. Der Kaufmann glaubte es schon seinem Kredit schuldig zu sein, großspurig aufzutreten. Der Bankier half dem Ansehen seiner Bank durch eine glänzende Haushaltung nach, in die er durch üppige Gastmähler seinen Geschäftsfreunden einen Einblick zu gewähren suchte. Die kühnen Geschäftsunternehmungen, denen sich die deutsche Industrie Hand in Hand mit den Banken hingab, wirkten auf diese Weise anstachelnd auf die Repräsentation im Hause, die Feste wurden immer üppiger, die Gastmähler immer lukullischer, die häusliche Umgebung immer glänzender. Dadurch aber wurde eine Umbildung der sogenannten Geselligkeit überhaupt hervorgerufen, sie geriet auf der ganzen Linie ins Ausgesprochen Luxuriöse. Denn es trat der merkwürdige Fall ein, daß selbst Kreise sich in den tollen Strudel ziehen ließen, die eigentlich gar kein Interesse an einer derartigen „Repräsentation“ haben konnten, wenigstens kein geschäftliches. Diese Kreise waren der Beamten- und Offizierstand.

Auch in diesen Ständen war allmählich eine Veränderung eingetreten. In Deutschland, das sich ja inmitten neidvoller und direkt feindlicher Nachbarn lebighlich durch seine Militärmacht behaupten kann, mußte dem Offizierstande eine besondere Bedeutung zufallen, die er denn auch in der Schätzung des Volkes in einem Maße besitzt, wie in keinem anderen Lande der Welt. Was Wunder also, wenn seine Lebensgewohnheiten, Anschauungen und Sitten tonangebend für ganze Bevölkerungsschichten wurden, wenn diese nichts Besseres zu tun wußten, als den Offizier möglichst genau zu kopieren. Erleichtert wurde die Uebertragung des Offiziergeistes durch das Band des Reserveoffizierturns, das nach den gebildeten Kreisen des Volkes geschlungen war. In dem allgemeinen Streben nach äußerlichen Hervorhebungszeichen wurde nun diesem Reserveoffizierturn in der Bevölkerung eine Bedeutung beigemessen, die, wollte man sie vom rein sachlichen Standpunkte aus beurteilen, rätselhaft erscheinen mußte. Für den Ausländer hat es jedenfalls etwas Unerklärliches, daß sich der gebildete Deutsche durch Visitenkarten zu empfehlen glaubt, auf denen seine Eigenschaft als Reserveleutnant hervorgehoben ist, oder daß sich ein ergrauter Rittergutsbesitzer von seinen Leuten mit „Herr Leutnant“ anreden läßt. Es soll nicht verkannt werden, daß der erzieherische Einfluß seine guten Seiten hat, der von einem Stande mit so gefestigter gesellschaftlicher Tradition, wie dem Offizierstande, auf die Allgemeinheit stattfindet. Allein die bedingungslose Nachahmung der Manieren eines anderen Standes wirkt auf die eigene Wertbemessung des Bürgertums doch unbedingt ein bedauerliches Licht. Ja

sie ist im Grunde doch auch nur ein Zeichen jener Streberei und Veräußerlichung, die unsere heutige Kultur überhaupt kennzeichnet. Und überdies führt sie nicht immer und ausnahmslos gute Einflüsse aus jenem Lager herüber, denn der Geist des Offizierkorps hat zweifellos in den letzten Jahrzehnten selbst eine Umbildung in eine ähnliche äußerliche Repräsentationsrichtung erfahren, wie sie bei den reichgewordenen Bürgerlichen eingetreten war.

Offenbar wirkte hier die Ansteckung aus den Geldkreisen in weitem Umfange ein. Aber daß sie einwirken konnte, lag wohl auch mit daran, daß in dem neuen deutschen Reiche ohnedies das eingetreten war, was Gustav Freytag 1870 dem damaligen deutschen Kronprinzen als die möglichen Folgen einer neuen deutschen Kaiserwürde schilderte und so beredt in Gegensatz zu den altpreussischen Tugenden der Einfachheit, Sparsamkeit, Anspruchslosigkeit und Strenge stellte, Tugenden, die in dem Charakterbilde Wilhelms I. einen so ehrwürdigen Ausdruck gefunden haben. „Glanz, Repräsentation, Schneiderarbeit in Kostüm und Dekoration, Hofämter, Verlassen der Zucht und Einfachheit in Offizierskasinos“, das fürchtete Freytag damals von den neuen Verhältnissen. Ein Teil des Programms hat sich bereits verwirklicht, sicherlich hat die äußerliche Repräsentationsucht auch beim Offizier und damit beim Beamten große Fortschritte gemacht. Damit ist aber das verhängnisvolle Signal für diejenigen weiten Kreise gegeben, die vor allem danach streben, es diesen nachzutun.

Nun steht aber gerade bei Offizieren und Beamten das äußere Ansehen, das Rang und Titel gibt, oft in einem großen Mißverhältnis zu den Verhältnissen und zum Gehalt. Abgesehen davon, daß dadurch die heute übliche Repräsentation gerade für Offiziere und Beamte ohne persönlichen Reichtum zu einer drückenden wirtschaftlichen Last wird, befördert sie auch gerade hier das Scheinwesen und wird sogar häufig zu einer völligen Karikatur insofern, als sie einen unvereinbaren Gegensatz zwischen den täglichen Lebensgewohnheiten und dem Gebaren bei jenen Gastmählern herauführt, die den Kern der heutigen Repräsentation bilden.



Der Sinn der Gastfreundschaft ist doch jedenfalls der, den besuchenden Gastfreund in sein häusliches Milieu aufzunehmen, ihn „bei sich zu haben“. Dieses Milieu, ein Teil der Persönlichkeit des Gastgebers selber, ist es, was das Besuchen anziehend macht, ja ihm seine eigentliche Bedeutung gibt. Der Verkehr von Haus zu Haus ist nur ein weiterer Schritt der gegenseitigen persönlichen Annäherung. Und ein sehr wichtiger Schritt muß man sagen, denn das Bild, das wir von einem Menschen haben, ist durchaus lückenhaft, so lange wir ihn nicht in seiner eigenen Welt, seinem Hause gesehen haben. Goethe sagte einmal, man könne einen Menschen nicht kennen lernen, wenn er stets nur zu einem komme, man müsse zu ihm gehen. Wie spielt sich nun das „zu jemandem gehen“ in unserer heutigen bürgerlichen Geselligkeit ab? Wir werden mit einer Menge uns größtenteils gleichgültiger Menschen in so engen Räumen und an so engem Tisch zusammengebracht, daß wir kaum dazu gelangen, Wirt und Wirtin zu sehen, geschweige denn mehr als ein flüchtiges Wort mit ihnen zu wechseln. Eingeklemmt zwischen zwei Menschenkindern des anderen Geschlechts, die wir nie gesehen haben und voraussichtlich nie wieder sehen werden, haben wir für die Dauer von zwei bis drei Stunden ein vom Hotel fix und fertig geliefertes, von Lohndienern, die nicht zum Hause gehören, gereichtes Mahl zu bewältigen und dabei mit den Nachbarn gefällige Worte zu wechseln. Um diese sogenannten Genüsse zu bieten, strengt sich der Gastgeber nun in einer oft geradezu unerhörten Weise an, stellt seinen Haushalt auf den Kopf, kramt Zimmer und Kammern aus und zapft seinen Beutel in der empfindlichsten Weise an.

Gegen solche große Gastmähler ist sicherlich nichts einzuwenden bei Leuten, die die Räume, die Diener, die Kücheneinrichtung, das Geld haben. Aber sie werden in gleicher Weise von Leuten mit gemacht, die nichts von alledem ihr eigen nennen. Zwei Welten sind vorhanden, eine kümmerliche wirkliche, deren man sich nach außen fast schämt, und eine zurechtgemachte künstliche, mit der man jedes Jahr ein- oder zweimal versucht, seinen Gästen die Meinung beizubringen, daß man auf fürstlichem Fuße lebe.

Genau so unecht und auf den Schein berechnet wie die heutige Gastfreundschaft ist die heutige Wohnung. Auch hier wird der Versuch gemacht, den Anschein aufrecht zu erhalten, als handle es sich um fürstliche und nicht um bürgerliche Ansassen. Die Mietskaserne, in der man für einen jährlichen Mietzins von 1450 Mark wohnt, hat äußerlich den Anstrich des Palazzo eines Renaissancefürsten. Am Eingang stehen die für den bürgerlichen Parvenu so bezeichnenden Worte „nur für Herrschaften“. Eine riesige Haustür, die man nur mit Gegenstemmung seines ganzen Körpers öffnen kann, führt in das Vestibül, eine verkleinerte Nachbildung des Treppenhauses der großen Oper in Paris, natürlich in Marmor. Breite Treppenläufe, mit schwellenden Blüschteppichen belegt, führen in die Wohnungen. Aber welch ein Kontrast enthüllt sich dem, der dort eintritt! Aus der Marmorpracht des Treppenhauses gelangt er in einen dunklen Korridor, mit Kleiderschränken und dem Eisschrank so verbaut, daß man sich kaum drehen kann. Kein Raum zum Ablegen, auf dem Boden klaffen die Dielenrillen. Aus der dem Korridor sich anschließenden engen Küche dringen die Dünste der Speisen heraus. Die Wohnung besteht aber trotzdem aus einer Reihe großer und hoher, durch Flügel- und Schiebetüren miteinander verbundener Repräsentationsräume. Ein goldstrotzender Prunk der Ausstattung macht jetzt wieder, trotz des im Korridor erlebten Flakos, den Versuch, über die Person des bürgerlichen Ansassen die Meinung zu verbreiten, daß es sich um einen Fürsten handle. Am lautesten versuchen dies die Decken auszusprechen, auf deren großspuriges Gepräge sich die ganze Ornamentierwelt der kunstgewerblichen Industrie zusammengezogen hat. In dem vergoldeten Deckenstück und den Türumrahmungen feierte das höfische Rokoko oder die geschwungene Linie der „Moderne“ wilde Orgien. An Decke und Wand ist kein Stüchchen Fläche undeforziert und unbemustert gelassen, das würde Dürftigkeit bedeuten.

Das Mobiliar zeigt in dem Bestreben, durch Reichtum zu prunken, ein wildes Durcheinander an allen nur denkbaren Motiven, Holzarten, Stilrichtungen, Farben und Formen. Beliebt sind wieder die Anläufe nach dem aristokratischen altfranzösischen Möbelcharakter, doch sind die Bronzeteile durch vergoldete schlechte Schnitzerei oder noch schlechtere gestanzte Metallstücke ersetzt. Kein Eckchen im Zimmer ist frei, die Stühle, Tische und Tischchen, Ottomanen, Erkerinbauten mit Galerie, Bürstenständer, Schränkchen und Schränke drängen und schieben sich förmlich, und wo an der Wand die Möbelstellung auch nur noch einen Quadratfuß Fläche freiläßt, da sind Bilder, Drucke, Teller, japanische Fächer, Wandbretter, Schilder und Wandleuchter angebracht. Es scheint eine förmliche Angst zu herrschen, durch eine kleine ruhige Fläche den Eindruck des Leeren auskommen zu lassen. Auf allen Tischplatten und Möbeln aber prangen die „Nippachen“, jene schlimmsten Eindringlinge in die Einheit unserer Wohnung. Sie sind es, die in ihrer Nutzlosigkeit und durch die Unruhe, die sie überall hintragen, die babylonische Verwirrung noch um ein Unendliches vermehrt haben — ganz zu schweigen von den undefinierbaren Geschmacklosigkeiten, die sich gerade an ihnen breit machen; man denke nur an den bronzenfarbenen Zinkfußhünd mit der Uhr in der Flanke, der im Takt des Uhrwerkes mit dem Schwanz wackelt; oder an die allbeliebte blecherne Ritterchildgarnitur als Wandleuchter!

Es ist nicht zuviel behauptet, und jeder, der sich auch nur oberflächlich mit der Wohnungskultur vergangener Zeiten beschäftigt hat, wird hier beistimmen, daß der heutige Wohnungsinhalt eine Summe von Unkultur darstellt, wie sie in keiner Zeit auch nur im entferntesten dagewesen ist. Die Unkultur ist eine Folge der Entfaltungssucht unserer Zeit. Nicht genug, daß kein Geschmack da ist, an die profizige Anhäufung von Gegenständen ist auch nicht die mindeste Qualitätskritik angelegt. Die Unkultur ist konsequent durchgeführt. Und das Merkwürdigste ist: niemand scheint diese Unkultur zu merken. Man gefällt sich darin, ja man wadet mit Entzücken bis über die Kniee in ihr herum. Man findet das „gemütllich“, heimisch, wohnlich. Man ist ein echter Parvenü, indem man sich in dickem Ueberfluß behagt, ohne jenes Streben nach Ruhe und Zurückhaltung auch nur zu kennen, das den vornehmen Mann von Natur auszeichnet. Unsere heutige Wohnung wie unsere heutige Gastlichkeit sind auf das Imponieren berechnet, in beiden liegt die ängstliche Sucht verborgen, als reich und vornehm zu gelten, den Anschein des Auf-großem-Fuße-Lebens zu erwecken.

Und damit stimmt noch vieles andere in unseren heutigen gesellschaftlichen Zuständen überein. Man höre nur die Unterhaltung gewisser Kreise, die sich bei Besuchen abspielt. Sie dreht sich um Bäder und Reisen, mit denen man imponieren will, um „erstklassige Hotels“, um vornehme Sports, die man mitmacht. Nur das „Feine“, das man von sich berichten zu können glaubt, wird hervorgesucht und ausgebreitet. Es ist dann für den stillen Zuhörer köstlich zu sehen, wie sich zwei im Gespräch Begriffene gegenseitig zu „überfeinern“ suchen. Unsere äußeren Höflichkeitsformen kommen aus der schlichten Herzlichkeit, die sie früher hatten, immer mehr in das versteifte Gefünstelte. Man klappt die Fersen zusammen, macht tiefften Bückling und küßt die Hand, alles mit jener geräuschvollen Efigkeit, die den Neuangelernten so sehr in Gegensatz zum Aristokraten der alten Schule stellt, dem diese Dinge natürlich waren. Die „gnädige Frau“ der alten Hörigkeitszeit ist heute wieder in aller Munde, in einer Zeit, wo ein freies Menschengemisch sich über veraltete Institutionen und Vorurteile längst erhoben hat. Es herrscht eine geradezu ängstliche Sucht, die natürlichen Verhältnisse zu überlünchen, sich zu verfeinern, sich gewaltsam ins Talmi-Aristokratentum zu erheben. Wir scheinen uns gerade dessen zu schämen, was unser Stolz sein sollte, unseres Bürgertums. Wir wollen Aristokraten sein in dem Augenblicke, wo das Bürgertum zur Basis für unsere wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse geworden ist, wo es sich zu einer solchen Höhe erhoben hat, daß es die Kultur unserer Zeit bestimmt.

Macht man sich alle diese Verhältnisse klar, für die übrigens das am spätesten in die deutsche Kultur eingetretene Norddeutschland, an seiner Spitze Berlin, den Ton angibt, so begreift man die Stellung, die unser heutiges Publikum der neuen kunstgewerblichen Bewegung gegenüber eingenommen hat. Ging diese im Grunde ihres Wesens auf eine Veredlung aus, die doch stets eine Verinnerlichung, ein Abstreifen der formalistischen Unwesentlichkeiten bedeutet, so herrschte hier gerade das geschilderte Streben nach dem Außersichlichen und Repräsentativen vor. War dort die Einfachheit und Echtheit das Ziel, so war es hier das Pomphaste und Renommistische, bei dem es mit dem Echten nicht allzu genau genommen wurde. Spielte sich doch das Treiben in wirtschaftlichen Verhältnissen ab, in denen die Unechtheit, der Schein, geradezu zur Bedingung werden mußte. Ein totales Mißverstehen dessen, was die neue Bewegung wollte, mußte die Folge sein. Und sie ist es gewesen. Natürlich hielt man darauf, in jeder Beziehung das Neueste zu haben und so mußte man auch das Neueste in der Wohnungsbausstattung haben, sich „modern“ einrichten. Das Resultat war der Jugendstil: die Anpassung der Industrie an die Gesinnung des Publikums. Nun haben wir die

alte Gesinnung in neuem Gewande, eine neue Mode, die sich für den modernen Stil ausgibt, einen neuen Maskenscherz, eine neue Unwahrheit. Das war aber auf dem Kulturboden, auf dem unser deutsches Bürgertum heute steht, nicht anders zu erwarten, es mußte so kommen. So lange sich unsere Gesinnung nicht veredelt, kann sich unsere Kunst nicht veredeln, eine veräußerte Kultur kann keine verinnerlichte Kunst haben.



Und doch, wenn die Anzeichen nicht trügen, ist eine Besserung der Verhältnisse schon im Werden. An verschiedenen Orten regt sich der Mißmut, viele empfinden das heutige Scheinwesen als Druck und Zwang. Es hat den Anschein, daß eine Sehnsucht nach Schlichtheit und Natürlichkeit die Herzen mancher erfüllt, die nur noch nicht den Mut haben, aus dem Maskenaufzuge unserer Scheinkultur herauszutreten. Ja, eine kleine Gemeinde ist bereits im Begriff, sich abzufondern und ihr eigenes persönliches Leben zu führen. Es ist klar, daß hier zunächst nur die geistig Führenden in Betracht kommen können, wie denn die Kultur stets nur von wenigen gemacht worden ist. Die Leute mit vorwiegend intellektuellen Interessen, die geistig Produzierenden, die Künstler, Gelehrten, Denker, überhaupt die selbständigen Charaktere auf jedem Gebiete, sie bilden heute schon den Keim einer solchen Gemeinde, die es darauf anläßt durch Werbung zu verstärken, um die zerstreuten Fleckchen Kulturerde zu einem geschlossenen reinen Kulturboden zu vereinigen, auf dem eine neue, edlere und echtere Kultur in größerem Umfang ersprießen könnte. Organisationen im größeren Maßstabe arbeiten auf dasselbe Ziel hin, so vor allem der Dürerbund, dem es vielleicht gelingt, auf breiterem Boden die Herzen des deutschen Volkes für die Ideale der kleinen Gemeinde zu öffnen.

Eine solche Gemeinde würde dann führend wirken und zwar in der ganz allgemeinen Art einer echten Gesinnung und der reinen, sachlichen Betätigung auf allen Gebieten des Lebens und in allen Äußerungen des persönlichen Willens. Eine geschlossene Liga gegen die Scheinkultur, eine geistige Aristokratie, die berufen wäre, über die Schätze des geistig Edelsten in unserem Volkscharakter zu wachen, die guten Anlagen in ihm zu entwickeln, die schlechten Neigungen zu beschneiden. Die echten Bürgertugenden, die sich bei den Deutschen früher gezeigt haben, die in der Zeit der Not zu großen Taten ermannten, in der Zeit der Armut wenigstens durch Schlichtheit und Treue bedeutend waren, sie sollten in der Zeit des beginnenden Wohlstandes nicht durch Parvenütum verdunkelt und erstickt werden. Die jetzige Lage des Wohlergehens ist auch ein Prüfstein und ein feinerer als jeder andere. Wie sich Charakter und Gesinnung des einzelnen erst dadurch im wirklich großen Maße zeigen, daß sie auch, wenn Glück und Macht eintritt, einfach und gütig bleiben, so bewährt sich die Kultur eines Volkes dadurch, daß sie auch im Reichtum edel und nach innen gerichtet bleibt.

Diese Gemeinde würde dann unter anderem ganz von selbst darauf halten, daß die Gastlichkeit wieder die frühere einfache und natürliche Form annähme. Der Wirt würde seine Besucher in seine intimere Häuslichkeit führen, er würde im kleinen Kreise, in dem eine Aussprache und ein gegenseitiges Kennenlernen möglich ist, eine anspruchslose und heitere Geselligkeit pflegen, er würde den Fremden, der sich einfindet, aufnehmen und zum Bleiben auffordern, er würde seinen Gästen das vorsetzen, was seinen Verhältnissen entspricht und überhaupt darauf halten, daß das Durchschnittsgefühl seines Haushaltes vor dem Gaste nicht allzusehr verändert austräte.

Wären aber erst unsere Verkehrsformen und unsere Geselligkeit geändert, so fielen eine wesentliche Bedingung für die heutige vielfach ansehbare Art

unseres Wohnens weg. Unsere städtische Etage ist hauptsächlich auf das Gesellschaftsleben eingerichtet: die Reihe von Brunträumen für Abendgäste ist auf Kosten eines im höchsten Maße zusammengequetschten Restes von Raum für das Schlafen, Kochen, Baden und das Aufbewahren von Hausgerät erreicht. Da vorn geht die Scheinkultur vor sich, die Hausbetriebsräume sind obskur und werden nicht gezeigt. Wie anders würde eine lediglich nach den Bedürfnissen des angenehmen und behaglichen Wohnens angelegte Wohnung aussehen! Behaglich wohnen heißt vor allem gesund wohnen. Deshalb wäre alles Gewicht auf die Wohn-, Schlaf- und Betriebsräume des Hauses und sehr wenig oder gar keins auf die Repräsentationsräume zu legen. Küche, Spülküche, Vorratskammer, Bad, Ankleidezimmer wären reichlich zu bemessen. Das beste Zimmer der Wohnung hätte das Kinderzimmer, das zweitbeste das Schlafzimmer zu sein.

Freilich, wenn man die verfügbaren Quadratmeter in dieser Weise aufteilen wollte, wo blieben denn dann die Räume, in denen man eine Tischgesellschaft von 24 Personen geben könnte? Diese Frage berührt eben gerade den wunden Punkt unserer Verhältnisse. Wer nur 200 Quadratmeter Bodenfläche je in eigen nennt, sollte gar nicht auf den Gedanken verfallen, eine solche Tischgesellschaft zu geben, er überlasse sie dem fürstlichen Haushalte. Aber die Sache hängt noch an einem anderen Ende: die Verpflichtungen sind dann mit einem Male abgemacht. Und so macht jeder seine Verpflichtungen in möglichst zusammengedrängter Form ab, froh, daß er sie damit los ist. Das ist aber ungefähr das Gegenteil von dem, was man bisher unter Gastfreundschaft verstand. Der alte holbe Klang des Wortes nimmt angesichts solcher Gesinnung fast etwas Ironisches an, man sollte das nicht Gastfreundschaft, sondern Gastfeindschaft nennen.



Mit der Ueberwindung der heute herrschenden Gastereien wäre eine andere Frage schon halb gelöst, die sich bei zunchmendem Wohlstande immer mehr in den Vordergrund schiebt: die Frage, ob nicht der Zeitpunkt gekommen ist, der Großstadt zu entfliehen und hinaus aufs Land zu ziehen. Die wirtschaftlichen Vorbedingungen für diesen Schritt sind jetzt bei vielen vorhanden, die trotzdem nicht daran denken, ihre städtischen Etagen zu verlassen, weil ihre angeblichen Gesellschaftsverpflichtungen dies nicht zulassen. Sie leben dafür in Räumen, in denen sie durch An-, Ueber- und Untermieter belästigt werden und diese wieder belästigen und in denen sie von der Natur durch eine Falltür abgesperrt sind. Die Freiheit, die draußen waltet, kennen sie nicht. Ja, viele deutsche Etagenbewohner sind noch so von Vorurteilen beherrscht, daß sie den Begriff „Vorort“ in erster Linie nur Billigwohnenwollen und daraus abgeleiteter gesellschaftlicher Minderwertigkeit verbinden, ohne auch nur an die Verbesserung des Wohnens denken zu wollen die sich mit dem Entfliehen aus der Großstadt ergibt.

Und doch hängt mit der Verbesserung des Wohnens unsere ganze Kulturfrage aufs innigste zusammen. Es kann in Deutschland ja nicht davon die Rede sein, das Einzelhaus ganz allgemein einführen zu wollen, das haben wir schon dadurch unmöglich gemacht, daß wir die Bodenspekulation ein Nationalvermögen haben schlucken lassen, für das jetzt jeder Grundstücks-erwerber bluten muß. Aber unsere Wohnverhältnisse müssen in der einen oder anderen Form fester und dauernder werden. Jedenfalls aber sollte der, der es kann, dem ganz zwecklosen und im Grunde doch so stumpfsinnigen Trubel der großstädtischen Straßen entfliehen und sich und seine Familie draußen der Natur zurückgeben. Und sei es auch nur der Kinder wegen, die eigentlich in der großstädtischen Etage völlig am unrechten Plage sind und

dort sozuzagen in der Gefangenschaft ausgezogen werden. Dafür gelangen sie allerdings in der Großstadt, sobald sie das Kindheitsalter verlassen, sofort an das babylonische Treiben heran, das ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete so gewaltig beschleunigt! Eine ungeeignete Erziehung der Jugend als mitten in der Großstadt läßt sich kaum ausfindig machen. Und wem die gesunde Weiterentwicklung unseres Volkes am Herzen liegt, der muß die Forderung erheben: wenigstens mit der heranwachsenden Jugend heraus aus dieser Umgebung in natürlichere Verhältnisse!

Draußen gedeiht aber nicht nur die Kindheit besser, auch der erwachsene Mensch fühlt sich unabhängiger und wohler. Das eigene Haus schafft ein Gefühl der Freiheit und erlaubt jenes Selbstwerden, das für eine ruhige Entwicklung des einzelnen wie unserer gesamten Kultur so wichtig ist. Das Haus bringt dann auch von selbst die Notwendigkeit des näheren Bekümmerns um das Zweckmäßige, Behagliche und Schöne des Wohnens mit sich, und damit ist einer der wichtigsten Triebe für eine echtere Art der künstlerischen Betätigung geweckt. Der Bewohner tritt den Räumen, die ihn umgeben, jetzt ganz anders gegenüber, sie sind sein eigen, und er hat die Möglichkeit, sie so zu gestalten, wie sie ihm selbst entsprechen. Im Einzelhause wird sich die Wohnung allmählich veredeln und aus dem jetzigen Durcheinander zu einer anständigen Verfassung entwickeln. Allerdings noch nicht sofort, denn die Erfahrung lehrt, daß immer zunächst die alten Zustände in neue Verhältnisse mit herübergenommen werden und sich dort erst allmählich verändern. So ist in Deutschland neuerdings auch der Wohnungszustand der Etage in die Villa übertragen worden, so daß unmittelbar nichts gebessert ist. Aber die Hoffnung, daß Besserung eintreten wird, ist jedenfalls in erster Linie im Einzelhause und nicht in der Etage gegeben.

Bei verbesserten Wohnungsverhältnissen wird sich das Streben in der Gestaltung unserer häuslichen Umgebung dann von selbst auf eine einfache schlichte Würde richten, wie sie dem Bürger geziemt. Gediegenes Gerät innerhalb einfacher Wände und nichts Ueberflüssiges, sei es an Ornament, „Nippachen“ oder Möbelstücken, das ist die beste Richtschnur, um zu einer erträglichen Einrichtung zu gelangen. Würde man aus der heutigen, von Unwesentlichem geradezu starrenden Wohnung zunächst einmal jedes nicht unbedingt notwendige Stück und Stückerchen herauswerfen, so würde man einen erstaunlichen Erfolg zum bessern bemerken. Natürlich ist damit noch nicht alles getan. Der wichtigste Schritt ist das Erstreben einer gewissen Einheitlichkeit in Form und Farbe. Ganz besonders in der Farbe, denn diese wirkt eindringlicher als die Form, außerdem läßt sich hier mit billigen Mitteln oft auch da eine erträgliche, ja, gute Wirkung erreichen, wo man mit vorhandenem Mobiliar zu rechnen hat. Zunächst halte man auf eine ruhige Behandlung der Wand. Ein aufdringliches Tapetenmuster hat gar keinen Sinn, die Wand ist im Zimmer nicht Selbstzweck, sondern neutraler Hintergrund, auf dem Möbel stehen, Bilder hängen sollen usw. Aber sie hat farbige doch als Grundton des Ganzen eine maßgebende Bedeutung. Bringt man sie in Uebereinstimmung mit der Farbe des Fußbodens oder dem Teppichbelag, so hat man für das fernere leichte Spiel; man hat ein harmonisches Gehäuse für die Ausstattung, die sich, bei einiger weiteren Aufmerksamkeit in der Farbenzusammenstellung, jetzt leicht einfügt. Es wird sich dabei vorwiegend darum handeln, allen im Zimmer auftretenden Stoff in derselben Farbe zu wählen, das heißt also Fenstervorhänge, Möbelbezüge, etwaige kleine Teppiche, Kissen usw. Das ist deshalb nicht schwer, weil hier bei etwa Nichtpassendem der Färber in der Regel mit Leichtigkeit nachhelfen kann. Aber auch sonst sind ja die Ausgaben für Stoff noch immer weit geringer, als für etwa neu zu beschaffende Möbel.

Was diesen Punkt anbetrifft, so liegen die Verhältnisse schwierig, so lange es sich darum handelt, vorhandenes Material benutzen zu müssen. Namentlich sind die Möbel, die in Deutschland in den letzten fünfzig Jahren hergestellt sind, eigentlich von einer solchen Mißbildung, daß es schwer wird, sie in anständiger Umgebung zu dulden. Immerhin kann auch hier noch ein erträglicher Eindruck geschaffen werden, so lange nur das Holz und die Farbe einheitlich sind.

Das Problem der Wohnkultur liegt im übrigen, das braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, bei der heraufkommenden Generation, die sich ihr eigenes Mobiliar anzuschaffen in der Lage ist. Wenn hier eine Gesinnung Platz griffe, die nur das Einfache und Bediegene wählte, das Proßige vermiede und jeden Anschein des Täuschenden grundsätzlich abwies, wieviel wäre dann schon gewonnen! Wir würden ein schlichtes Hausgerät von edlem Anstand und echter Vornehmheit, und zwar von bürgerlicher Vornehmheit haben, nicht der gewollten talmi-aristokratischen Vornehmheit von heute. Ein Hausgerät von jener Unaffektiertheit und Wahrheitsliebe, wie es unsere Groß- und Urgroßväter hatten. Die geräuschvolle, aufgeblasene Art unserer heutigen Wohnungsausfüllung würde verschwinden, das billige Surrogatornament, das heute alles überzieht, ordinär erscheinen. An die Stelle des heutigen Aufgemachten, Großspurigen würde sich etwas wieder einfänden, das uns so nahe liegen sollte und das uns doch heute so meilenfern gekommen ist: der sachliche Gesichtspunkt. Wir kennen ihn heute nur noch in unserm Anzuge.

Die Wohnung ist aber nur das weitere Kleid, das uns umgibt. Bedenkt man nun, welche grundverschiedene Gesinnung sich in unserem heutigen Verhältnis zu beiden zu erkennen gibt, so tritt das Unharmonische unserer heutigen Kultur auch hier wieder recht auffallend zutage. In unserer Kleidung haben wir ziemlich geklärte Begriffe über den praktischen Zweck, über Anstand und Würde, in unserer Wohnung nicht die mindesten. In unserer Kleidung vermeiden wir das roh Auffällige und würden es ablehnen, ein Maskenkostüm zu tragen, in unserer Wohnung wiegt der Jahrmarktsplunder und die Maskerade vor. Dort herrscht Einheit und — wenigstens im Männeranzug — Tradition, hier Buntheit und Ziellosigkeit, dort treffen wir den Sinn für Bediegenheit an, hier eine völlige Blindheit gegenüber dem Unsoliden des heutigen Mobiliars. Und noch mehr: dort sind wir zu Opfern bereit, hier ist es nicht der Fall. Man bedenke nur, wie unsere Damen darauf halten, daß die Einzelheiten ihres Anzuges zusammen passen, wie leicht sie eine erkleckliche Summe für einen Mantel, einen Pelzschmuck ausgeben, um ihren Anzug einheitlich zu gestalten! Aber in der Wohnung wird Rot, Grün und Gelbes nebeneinander gestellt, als gäbe es hier keine Geschmacksgrundsätze, und die Anlegung von 500 Mark zur geschmacklichen Verbesserung der Grundlagen eines Zimmers erscheint selbst dem Reichen unerhört! Nippfachen und nutzloses Kleingerät, die kauft man. Würde man die dafür aufgewendeten Summen am Jahresluß zusammenzählen, so würde man oft sehen, daß eine Summe herauskommt, mit der sich eine durchgreifende Maßregel, sei es in der Wand- oder Bodenbehandlung, sei es in der Durchführung eines einheitlichen Farbenplanes hätte erzielen lassen. Aber das Schlimme ist: es fehlt für diese Dinge an Verständnis. Das Interesse an unserer persönlichen Umgebung erhebt sich augenblicklich noch nicht über unseren Anzug hinaus. Unsere Anschauungen über das Wohnen sind aber auch ein Gradmesser für unsere äußere Kultur und vielleicht ein feinerer und beredterer, als unsere Anschauungen über die Kleidung.



Der Stand des allgemeinen Geschmacks wird sich immer in der derzeitigen kunstgewerblichen Lage zu erkennen geben, die sich ihrerseits wieder im Wohnungsinhalt der Zeitgenossen abspiegelt. Geschmacksdrückend haben im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts viele Umstände gewirkt: das Ersterben der handwerklichen Tradition, die mißverständene Art der Fabrikation, die sozialen, einen neuen Stand ohne gereiften Geschmack an die Oberfläche werfenden Veränderungen, nicht zuletzt auch die wirtschaftliche Beschränkung, die in Deutschland in der ersten Hälfte des Jahrhunderts herrschte. Nichts aber hat so erschütternd und verhängnisvoll eingewirkt, als das Parvenütum der letzten dreißig Jahre. Die Prajuberanzen, die jetzt plötzlich hervortraten, ließen sogar die äußerste Beschränktheit in der ersten Hälfte des Jahrhunderts im Lichte einer glücklichen Zeit erscheinen, an die man jetzt in der Not des Zuvielen wieder anknüpfen konnte. Und in der Tat, man hatte damals noch Geschmack. Der Sinn war noch nicht auf das proßige Talmitum gelenkt, auf dem sich das Trachten der heutigen Zeit bewegt.

Geschmack ist Sache des ästhetischen Tastes, der ästhetische Takt das Produkt einer künstlerischen Kultur. Eine künstlerische Kultur ist nur auf dem Boden einer allgemeinen Kultur denkbar, die Basis dieser aber ist die Gesinnung und der Charakter des Volkes. Und so wird sich unsere heutige künstlerische Lage nicht ändern, wenn sich nicht auch unsere Gesinnung und unser Charakter ändert. Das Streben nach Neuherlichkeiten kann nur eine verkäuflichste Kunst, die Sucht zu imponieren nur einen hohlen Renommierstil, ein Scheinwesen nur eine Scheinkunst im Gefolge haben. Unsere allgemeine Kulturlage ist der Grund, weshalb die neue Bewegung im Kunstgewerbe bisher einen verbessernden Einfluß auf die allgemeine deutsche Wohnung noch nicht gehabt hat. Sie ist der Grund, weshalb der Jugendstil für die neue Kunst gehalten wurde und die allgemeine Verbreitung fand, die er heute hat. Sie ist der Grund, daß die eigentlichen Ideen der neuen Kunstauffassung das deutsche Publikum noch nicht berührt haben, daß das Streben nach dem Echten, Einfachen, Sachlichen, das ihr eigen ist, noch kein Verständnis findet, ja daß ihr Sinn von vielen direkt ins Gegenteil verkehrt worden ist.

Von diesem Standpunkt aus kann man dem Kunstenthusiasmus, der seit einigen Jahren in breiteren Schichten hervorgebrochen ist, nur zweifelnd gegenüberstehen. Wenn es sich um die Kunst von der Marke Jugendstil handeln soll, dann ist die völlige Kunstlosigkeit vorzuziehen, dann kann der Kunstfreund sich nur schleunigst zum Kunstfeind umwandeln. Denn die neue Errungenschaft des sogenannten Kunstinteresses befördert dann lediglich die Unkultur. Es wäre besser, dieses Kunstinteresse abzustreifen und sich dem Streben nach der blanken Nützlichkeit hinzugeben, dann bliebe man wenigstens auf gesundem Boden. Ein mißleitete Kunstinteresse ist fürchterlich. Gerade mit dem Begriff moderne Kunst ist neuerdings ein solcher Mißbrauch getrieben worden, daß man wünschen möchte, das Wort Kunst dränge weniger an unsere Ohren; vielleicht würde dann unbewußt mehr wirklicher Kunstsinne betätigt. Denn ein Trieb nach Kunst ist jedem natürlichen Menschen an sich eigen. Ein harmonisches Menschentum ist auch künstlerisch. Eine künstliche Kunst aber führt in die Irre.

Verbessern wir daher die natürlichen Unterlagen für eine echte Kunst: bauen wir zunächst eine echte Kultur auf, dann ist der Weg zu einer echten Kunst leicht. Er führt nicht über die Lustschlösser von konstruierter Modernität und modern sein wollenden Tageslaunen, sondern liegt gerade für die tektonischen Künste auf dem gesunden Boden eines unverfälschten Bediegenheitssinnes und vor allem einer echten und geraden Gesinnung.

Hermann Muthesius

Was will der Dürerbund?

Eine gesunde bodenwüchsige Kultur, deren Erscheinung wahr, klar und erfreulich ausdrückt, was ist, und eben durch ihre fitter- und schminkeloße Wahrschäftigkeit beständig nachprüfen lasse, ob das, was ist, auch gut ist. Denn so verstehen wir „ästhetische Kultur“.

Der Dürerbund ist ein Erzeugnis und eine Vereinigung wirkender Kräfte im Kulturleben der Gegenwart. Das Endziel aller Kultur, den Einzelmenschen innerhalb und mit Hilfe des Gemeinschaftslebens harmonisch zu entwickeln, gab ihm das Leben. An vielen Orten und aus vielen Wünschen erwuchs das Gefühl für seine Notwendigkeit, und nun haben die zurückliegenden wenigen Arbeitsjahre Erfahrungen genug eingebracht, wie groß diese Notwendigkeit ist. An unzähligen Punkten und auf unzähligen Wegen setzt die Entwicklung des ästhetischen Inhalts in unserem Volksleben ein, und all dieses Verlangen gibt dem Dürerbunde die Aufgaben. Von tatbereiten Einzelnen aus in breitere Kreise und so in die Gesamtheit hineinwirken, ein Mehrer der besten Güter im kleinen und im großen, ordnen, fördern, befriedigen, das Gute, das die Eigenhilfe des Einzelnen fand, an viele weitergeben, das alles ist der Sinn der Arbeit des Dürerbundes.

Der Gesamtvorstand des Dürerbundes besteht aus dem Arbeitsausschuß und Ausschüssen von Sachverständigen. Der Arbeitsausschuß verkehrt mit den Mitgliedern durch das als Vereinsorgan erscheinende Dürerblatt, das zwanglos, aber jährlich in mehreren Nummern erscheint. Die Mitglieder haben Anspruch auf unentgeltliche Zusendung aller Dürerblätter, die sich auf geschäftliche Vereinsangelegenheiten beziehen. Der Arbeitsausschuß hat sich entwickelt zu einer wichtigen Kunststelle, um Rat zu erteilen, verbunden mit einer Vermittlerstelle, welche den Mitgliedern besonderes vom Bund empfohlenes und seinen Zwecken dienendes Agitationsmaterial zu ermäßigten Preisen zu vermitteln, sowie Aufträgen die bestmögliche Ausführung zu beschaffen sucht.

Wer dem Dürerbund beitreten will, verlangt eine Werbeschrift und sendet einfach den von ihm selbst, jedoch nicht unter einer Mark, zu bestimmenden Jahresbetrag mit der Beitrittserklärung an unseren Kassierwart Georg D. W. Callwey in München, Finkenstraße 2.

Wünsche, Anfragen, Anregungen sind zu richten an den Arbeitsausschuß durch Vermittlung des Vorsitzenden Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz.

Diese Flugschrift vermittelt in neuer Bearbeitung die einleitenden Ausführungen von Rutherfords' Buch „Kultur und Kunst“, das bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist und den Lesern zu weiterer Orientierung empfohlen wird.

Die Flugschriften zur Ästhetischen Kultur wollen keine Ratgeber schaffen, die geeignet sind, jedermann für die praktische ästhetische Mitarbeit zu eigener und allgemeiner Förderung zu schulen. Die Titel der ersten Flugschriften sind: Vom Schönen, (Preis 10 Pf.), Wann glücken Volkstunstabende? (10 Pf.), Wohnungskultur, von G. Rutherfords (10 Pf.), Volkstongerte (10 Pf.).

Der Preis dieser Flugschrift beträgt für das einzelne Heft 10 Pf., bei Massenbezug für 25 Hefte 2 Mark, für 50 Hefte 3,50 Mark, für 100 Hefte 6 Mark. Die Bestellungen sind zu richten an Georg D. W. Callwey, Verlag, Finkenstraße 2, München.

Erstmals ausgegeben im November 1905

Im Buchhandel durch Georg D. W. Callwey, München — Druck von Raden & Comp., Dresden